

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
15
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35

Björn Berenz

FKK im Streichelzoo

Roman



LÜBBE

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen



Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Copyright © 2013 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Lisa Bitzer, Landau

Umschlaggestaltung: ... [N.N., Ort]

Einband-/Umschlagmotiv: ... [N.N., Ort]

Illustrationen: ... [N.N., Ort]

Autorenfoto: ... [N.N., Ort]

Satz: Schaffer Grafik & Satz, Hofheim a. Ts.

Gesetzt aus der Janson Text LT

Druck und Einband: ... [N.N., Ort]

Printed in Germany

ISBN 978-3-7857-6098-7

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
15
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
15
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35

1

Das Männchen der australischen Breitfuß-Beutelmaus
begattet in bis zu zwölf Stunden dauernden Sexorgien
unzählige Weibchen. Nach diesem Kopulationsmarathon
fällt es einfach um - mausetot.

Mir ist kotzübel vor Angst. Das Hirn ist leer. Die Knie fühlen
sich an wie aus Pudding. Das hier muss ein Albtraum sein. Wie
sonst ist es zu erklären, dass ich in den Lauf einer Waffe starre,
die ein Bulle auf mich richtet? Genauer gesagt: in drei Waffen-
läufe von drei Bullen?

Mit zugeschnürter Kehle schaue ich zu, wie die Hände des
Sprengstoffexperten vorsichtig in meinen Koffer abtauchen und
in geradezu demütigender Sorgfalt dessen brisanten Inhalt ans
Tageslicht befördern.

Die Handschellen.

Die angebrochene Familienpackung extrafeuchter Kondome.

Die halb aufgebrauchte 500-ml-Tube Gleitgel der Marke
Superflutsch.

Und nicht zu vergessen den schwarzen Mundknebel mit dem
roten Beißball voller tiefer – na ja – Bissspuren.

Der Experte hält kurz inne und schaut zu mir auf. Ich bin
froh, dass ich durch das Schutzvisier des Helms seine Miene
nicht erkennen kann.

Okay. Ganz ruhig, Quentin. Du hast dir nichts zuschulden



kommen lassen. Bleib einfach ganz cool und souverän. Cool und souverän. So wie immer ...

»Ähm, also ... Das ist jetzt nicht so, wie Sie vielleicht denken«, höre ich mich stammeln. Meine Stimme ist nicht mehr als ein heiseres Krächzen. Ich klinge jämmerlich. Überraschenderweise schenkt denn auch niemand meinen Worten Beachtung. Weder die mich flankierenden Polizisten mit den Waffen im Anschlag noch die Menschenmenge, die dicht gedrängt hinter dem rot-weißen Absperrflatterband steht und die Köpfe reckt.

Es riecht nach Schweiß und Adrenalin, und mich überkommt die dunkle Ahnung, dass *ich* die Quelle dieser olfaktorischen Zumutung bin.

Ganz ruhig. Probier es einfach noch mal. Cool und souverän, das ist der Spirit!

»Sie sehen doch, dass da keine, ähm ... Bombe drin ist.« Ich zwingen mich zu einem Lächeln und schlage einen unverbindlichen Ton an: »Vielleicht wollen wir es einfach dabei belassen, ja? Ich packe mein Zeug zusammen und bin in zwei Minuten weg. Mein Zug geht ohnehin gleich.«

Es grenzt an blanken Hohn, dass genau in diesem Moment der Sicherheitshinweis durch die Lautsprecher der Bahnhofshalle dröhnt, der die Passagiere dazu auffordert, ihr Gepäck nicht unbeaufsichtigt zu lassen. Erneut spüre ich den Blick des Sprengstoffexperten auf mir. Die schwere Montur, die ihm bis zu den Knien reicht, verleiht ihm die Anmut eines in die Schlacht ziehenden Weltraum-Samurai. Er hebt die massigen Schultern, nimmt den schweren Helm ab und lässt ein unverständliches Gurren verlautbaren. Seine Stirn ist mit feinen Schweißperlen benetzt. Mit einer flüchtigen Geste gibt er den drei Uniformierten mit den Knarren in der Hand ein Zeichen, woraufhin sie die Waffen sinken lassen und sich von mir und meinem pikanten Kofferinhalt abwenden. Dann winkt er einen Kollegen der Bundespolizei heran. Aus den Augenwinkeln sehe

1 ich einen Hünen mit beeindruckendem Schnauzer im Gesicht
2 und einem Schäferhund an der kurzen Leine auf mich zukom-
3 men. Als der grimmig dreinschauende Mann einen Blick in mei-
4 nen Koffer wirft, stößt er ein kurzes Lachen aus, und auch der
5 Hund bellt einmal laut auf. Ein beherzter Ruck an der Leine
6 lässt den Köter jedoch sofort verstummen. Den Schnauzart
7 leider nicht.

8 »Ja, brunsverregg noch amol!«, flucht er entsetzt.

9 Der Weltraum-Samurai hat nun den Anflug eines zaghaften
10 Lächelns auf den Lippen und macht sich erneut über meinen
11 Koffer her. Wenngleich er genau weiß, dass von diesem Trolley
12 keine unmittelbare Gefahr für den Nürnberger Hauptbahnhof
13 und seine Passagiere ausgeht – es sei denn, er sieht davon die
14 heilige fränkische Moral seiner Landsleute bedroht –, ist die
15 Neugier wohl doch zu groß.

16 Mir bleibt also nichts weiter übrig, als tatenlos und elendig
17 schwitzend mitanzusehen, wie weitere Insignien meiner Schmach
18 ans Tageslicht befördert werden. Ich hoffe, dass das alles schnell
19 an mir vorüberzieht und ich danach auf kürzestem Weg in ein
20 Zeugenschutzprogramm komme.

21 Der Hundeführer, ein Endvierziger, dessen riesiger Bauch so
22 aussieht, als würde *darin* eine Bombe auf ihren Einsatz warten,
23 reckt seinen Hals über die Schulter des Kofferwählers.

24 »Also, ich möcherd des ned ofassn!«, presst er angewidert
25 hervor, als er dabei zusieht, wie sein Kollege meine schwarzen
26 Lack-Chaps hervorzieht und in die Höhe hält. Er betrachtet die
27 Beinkleider ohne Gesäß ausgiebig. »Du bisd wohl anner von
28 denne Chipmunks?«, kläfft er.

29 »Chippendales«, verbessere ich ihn mit dünner Stimme,
30 »und nein, bin ich nicht.«

31 In seinem ungläubigen Gesichtsausdruck mit der Tendenz
32 ins Dummliche lese ich völliges Unverständnis. Schließlich
33 entscheidet er sich dafür, meinen Einwand wegzuwedeln wie
34

eine lästige Fliege. Stattdessen bestaunt er lieber die drei Gefrierbeutel mit Reißverschluss, die der Weltraum-Samurai just in diesem Moment aus dem Koffer zaubert.

Ungläubige Gesichter starren mich an. Mittlerweile haben sich alle Polizisten um uns herum versammelt. Wer auch immer mit dem Gedanken spielen mag, in Nürnberg eine Bank auszuräumen – jetzt wäre ein guter Zeitpunkt.

»Sin des gebrauchde Underhosen, odder was?« Der Schnauz-
bart mit seinem schwanzwedelnden Schäferhund macht einen
entschiedenen Schritt von mir weg, als zöge er mich für all die
Perversion und Unzüchtigkeit auf der Welt zur Rechenschaft.
Zunächst mustert er die hermetisch verpackten Höschen, dann
mich. Anklagende Augenpaare durchbohren mich.

Ich reagiere mit einem betretenen Blick zu Boden.

»Des is jetzt scho a weng grank, odder?«

»Sie stehen auf meinen Lack-Chaps«, sage ich wimmernd
und deute auf seinen schweren Springerstiefel.

Er hebt erschrocken den Fuß, als wäre er gerade in Hundekacke getreten.

»Danke.«

Die aufflackernden Blitzlichter unzähliger Fotohandys und Digicams tauchen diesen Bereich der riesigen Bahnhofshalle in ein surreales Weiß – derart grell, dass es mir in den Augen wehtut. Leider reicht die Intensität aber nicht aus, um mir die Netzhaut zu verbrennen. So muss ich mitansehen, wie der vor dem Koffer kauernde Samurai den dreißig Zentimeter langen ebenholzschwarzen Riesendildo unter meinen Latex-Shortys hervorkramt und ihn zwischen Daumen und Zeigefinger an der überproportionierten Eichel hochhält.

Der Hund stellt die Ohren auf und bellt zweimal laut.

Mein Herz schlägt vor Aufregung und Scham bis zum Hals.

Die feuchte Hundeschnauze beginnt nervös zu zucken.

1 »Allmähd naa!«, nuschelt der Hundeführer in seine Rotz-
2 bremsen und bekreuzigt sich.

3 Angewidert legt der Samurai den Dildo neben die anderen
4 Fundstücke aus meinem Koffer und wischt sich die Hand an
5 seiner Schutzweste ab. Das schwarze Silikon-Monstrum liegt
6 nun direkt vor der Schnauze des Hundes, der sich sofort daran
7 macht, an dem Teil zu schnüffeln und zu lecken. Eine Welle der
8 Übelkeit schwappt von meinem Magen die Speiseröhre hinauf,
9 und ich muss sauer aufstoßen.

10 »Pfui, Wasti, dess iss bäh!« Mit einem beherzten Ruck zieht
11 der Schnauzbart seinen Köter von dem speichelnassen Dildo
12 weg. Der Hund heult einmal leise auf, lässt das Objekt seiner
13 Begierde aber nicht aus den Augen. »Blede Breisn. Ihr seids
14 doch alle bervers!«

Ich fürchte, damit meint er nicht den Hund.

15 Da drückt sich ein spitzer Finger zwischen meine Schulter-
16 blätter. Aufgeschreckt wie ein Erdmännchen auf Koks fahre ich
17 herum und denke instinktiv, was wahrscheinlich schon etliche
18 Leute vor mir in solch absurden Situationen gedacht haben:
19 Gottseidank, doch nur *Versteckte Kamera!*

20 Doch das Glück, mich auf Kosten der eigenen Person und
21 Würde im Ersten Deutschen Fernsehen wiederzufinden (oder,
22 besser noch, in irgendeiner Pannenshow des Privatfernsehens
23 mit weitaus geringerer Einschaltquote), ist mir leider nicht ver-
24 gönnt. Obwohl mich die vor mir stehende Gestalt irgendwie an
25 *Verstehen Sie Spaß?* erinnert.

26 Der hochgeschossene schlaksige Mann sieht aus wie Paola
27 und Kurt Felix. In einer Person. Kurts Hamsterbäckchen mit-
28 samt treuherzigen Dackelblicks in Kombination mit der grau-
29 gesträhten Bob-Frisur von Paola: der Pony kurz und wusche-
30 lig, der Rest länger und vermutlich in einer halbstündigen
31 Föhn-Orgie zurechtvoluminiert. Gezupfte Augenbrauen.
32 Drumherum sympathische Fältchen, die darauf hinweisen, dass
33
34

ihr Besitzer gerne lächelt. Zumindest, wenn er nicht gerade potenzielle Terroristen wie mich vor sich hat.

»Würden Sie mir bitte mal folgen? Wir haben da noch ein paar Fragen, die geklärt werden müssen«, sagt er mit fisteliger Stimme. Er hält meinen Personalausweis in der Hand, den man mir vor wenigen Minuten abgenommen hat.

»Aber mein Zug geht ... Ja, natürlich.«

Er drückt seinen Zeigefinger weiter in meinen Rücken, als befürchtete er, ich wolle weglaufen, und wendet sich seinen bewaffneten Kollegen zu: »Also, falscher Alarm. Absperrung aufheben und Leute wegscheuchen!«

Zwei der Polizisten, die unweit gewartet haben, setzen sich augenblicklich in Bewegung. Obwohl Paola-und-Kurt-Felix keine Uniform trägt, strahlt er eine natürliche Autorität aus, die keine Widerrede duldet.

Als wir ein paar Schritte vom Ort des Geschehens entfernt stehen bleiben, wendet er sich mir wieder zu und bringt einen kleinen Notizblock und einen Kugelschreiber aus seiner Hemdtasche zum Vorschein. »Wo kommen Sie denn her?«, will er wissen.

»So generell oder gerade jetzt?«

Statt auf meine Frage zu antworten, dreht er den Personalausweis um und liest laut vor: »Koblenz, steht hier.«

»Das stimmt.« Ich entscheide mich dazu, kooperativ zu sein. »Und dort will ich auch wieder hin. Ich komme gerade aus Tschechien, genauer gesagt Pilsen. Und muss hier in Nürnberg umsteigen.«

»Aha.« Er kritzelt etwas Unleserliches auf seinen Block.

Meine Nervosität steigt mit jedem dahingeschmierten Buchstaben. Ich werfe einen Seitenblick auf den Hund, der immer noch den Dildo hypnotisiert und leise winselt.

Nach einer Weile hebt der Mann mit dem Block seinen Kopf und betrachtet mich eingehend.

1 »Was haben Sie sich denn nur dabei gedacht, bitteschön?«,
2 fragt er geradewegs heraus.

3 »Nun, Pilsen ist wirklich eine Reise wert, viel besser als sein
4 Ruf.«

5 »Das meine ich nicht.«

6 »Ach so, Sie meinen wohl all diese Sachen – also die brauche
7 ich für ...«

8 »Nein, auch nicht das eklige Zeugs«, winkt er angewidert
9 ab. »Ich meine, den Koffer da festzumachen!« Er deutet auf die
10 Sitzbank, an der noch das Fahrradschloss hängt, mit dem ich
11 meinen Trolley an der Verstrebung angeschlossen hatte.

12 »Oh, natürlich. Also, eigentlich nicht viel«, antworte ich
13 wahrheitsgemäß. »Wissen Sie, ich warte hier ja nur auf meinen
14 Anschlusszug.«

15 »Das sagten Sie bereits.«

15 »Außerdem hatte ich Hunger. Also habe ich mir da hinten
17 am Stand eine Laugenbrezel und 'ne Cola gekauft.« Ich zeige
18 in die ungefähre Richtung, als wäre damit meine Unschuld be-
19 wiesen.

20 »Und da haben Sie sich gedacht: ›Trag ich mal nicht die gan-
21 ze Zeit den schweren Koffer mit mir rum, sondern lass den
22 einfach da.« Er deutet erneut auf die verwaiste Sitzbank.

23 Ich nicke eifrig. »Ja, genau!« Auf die Idee mit dem Fahrrad-
24 schloss bin ich ungemein stolz. Na gut, vielleicht nicht im Nach-
25 hinein.

26 Paola-und-Kurt-Felix sieht mich mit ausdruckslosen Augen
27 an und macht sich kopfschüttelnd Notizen. Dann tritt er ein
28 Stück näher an mich heran. »Sagen Sie mal, wo waren Sie
29 eigentlich seit dem elften September? Haben Sie da irgendwas
30 nicht mitbekommen?«

31 Ich bin mir nicht sicher, ob er diese Frage ernst meint, des-
32 halb mache ich von meinem Recht zu schweigen Gebrauch.

33 »Ich sag es jetzt einfach mal frei raus, Herr ...«, er wirft
34

einen Blick auf meinen Personalausweis, »Bachmann. Auch wenn es eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit ist, strafrechtlich haben Sie wenig zu befürchten. Leider. Das größere Problem für Sie werden da wohl zivilrechtliche Ansprüche der Bahnhofsgesellschaft sein. Und das kann schon teuer werden. Der ganze Einsatz hier will schließlich bezahlt werden – da es ein falscher Alarm war, geht das auch voll auf Ihre Kosten.« Jetzt ist es da, das sympathische Lächeln von Kurt.

»Aber das ist doch absurd«, widerspreche ich zaghaft und frage mich: Hätte ich etwa nichts zahlen müssen, wenn im Koffer tatsächlich eine Bombe gewesen wäre? So langsam nervt mich dieses ganze Getue, und ich will nur noch hier weg. »Was kann ich denn dafür, wenn hier wegen einer Kleinigkeit gleich so ein Fass aufgemacht wird?«, sage ich diesmal etwas ungehalten. Ich bin direkt ganz erschrocken über mich selbst.

»Aber sonst geht's Ihnen noch gut?!«, motzt er zurück. Kurts Lächeln ist schon wieder Geschichte. »Was glauben Sie denn, was hier los wäre, wenn das jeder so machen würde, bitteschön? Sodom und Gomorrha hätten wir hier!«

Er knallt mir meinen Ausweis gegen die Brust und wendet sich von mir ab, vermutlich, um damit zum Ausdruck zu bringen, dass das Gespräch hiermit beendet ist, und gibt dem Weltraum-Samurai einen Wink, den Koffer wieder zu schließen.

Mit einem resignierten Seufzen stelle ich fest, dass er die Handschellen, das Gleitgel, die Lack-Chaps, die Beutel mit den G-Strings und die Kondome nicht wieder eingepackt hat, sondern in stoischer Gelassenheit in eine große Tragetasche mit der Aufschrift BUNDESPOLIZEI steckt.

»War's das?« frage ich und stelle entzückt fest, dass ich mich ein wenig genervt anhöre. Entschuldigend füge ich hinzu: »Mein Zug geht nämlich gleich.«

»Wenn's recht ist! Sie hören dann von uns.«

In einem Punkt habe ich mich geirrt. Mein Zug geht nicht gleich, sondern genau in dem Augenblick, als ich die letzte Stufe zum Bahnsteig im Hechtsprung nehme. Oder besser: als ich es versuche. Tatsächlich bleibe ich mit der Schuhspitze an der Stufenkante hängen und mache einen unfreiwilligen Satz nach vorne. Es gelingt mir gerade noch, den Sturz mit meinen Händen abzufangen, um mir nicht die Nase auf den Bodenplatten von Gleis sechs aufzuschlagen. Dabei muss ich leider meinen gerade erst zurückeroberten Koffer loslassen, der hinter mir polternd die Treppenstufen hinabdonnert. Auf dem Bauch liegend kann ich zusehen, wie das Bord-Restaurant, gefolgt von Wagen drei mit meinem reservierten Sitzplatz, an mir vorüberzieht.

Nürnberg und ich, das ist noch nicht die Harmonie in Reinkultur. Aber noch bin ich nicht bereit, die Niederlage anzunehmen. Nicht an diesem Tag. Nicht in dieser Stadt!

»Na, wohin denn so eilig, junger Mann?«

Dort, wo eben noch eine durchgehende rote Linie immer schneller an mir vorbeigerauscht ist, stehen nun zwei Beine in einer dunkelblauen Polyester-Stoffhose. Dankbar greife ich nach der Hand, die sich mir entgegenstreckt.

Kaum stehe ich wieder, blicke ich in ein hageres Gesicht, in das sich die Jahre des Dienstschiebens auf zugigen Bahnsteigen tief hineingefressen haben. Der Schaffner späht an mir vorbei in die Treppenschlucht, die zur Bahnhofshalle führt. Die Uniform ist ihm mindestens zwei Nummern zu groß. Er sieht fast so lächerlich aus, wie ich mich seit einer guten halben Stunde fühle. Oder genau genommen seit achtundzwanzig Jahren.

»Danke«, sage ich, aber das geht im Lärm des Bahnhofs unter.

»Ihr Koffer?«, fragt der kleine Mann über meine Schulter hinweg in Richtung Treppenabgang. Es klingt nicht wirklich

nach einer Frage, vielmehr nach einer Feststellung, für die es die letzte Bestätigung braucht.

Ich nicke stumm und muss mich nicht einmal umdrehen, um zu wissen, was sich hinter mir offenbart. Das anzügliche Grinsen des Schaffners sagt schon alles. Begleitet von hysterisch-schockiertem Gelächter aufgebrachter Stimmen hinter und neben mir weiß ich, dass mein Trolley den Treppensturz nicht verschlossen überstanden hat.

Da stehen wir nun am obersten Treppenabsatz und teilen die an uns vorbeiziehende Menschenmenge wie Moses das Meer.

»Zug verpasst, was?«, greift der Schaffner das Dienstgespräch wieder auf. Sein Blick gilt noch immer dem Szenario hinter mir.

Die Treppe hinabzusehen, in den Schlund meiner eigenen Demütigung, ist beileibe das Letzte, was ich will. Dennoch riskiere auch ich einen scheuen Blick über die Schulter und sehe in weit aufgerissene Augenpaare, mir entgegenragende Zeigefinger und den dezimierten Inhalt meines Koffers, der auf dem Weg nach unten herausgeschleudert wurde und nun die Treppenstufen spickt wie Schokoladensplitter eine Kugel Stracciatella-Eis.

Ganz unten, wo die Treppe auf den schönen, glänzenden Platten des Nürnberger Hauptbahnhofs endet, liegt der Koffer, beide Schalenteile aufgeklappt, in einem traurigen Spagat. Ein Mann mit grauem Trenchcoat und jenseits des Rentenalters meint es gut und will offensichtlich beim Aufräumen helfen. Mit irritiertem Gesichtsausdruck wiegt er einen durchsichtigen Gegenstand in der Hand, der mit etwas gutem Willen auch als Sauerstoffmaske durchgehen könnte. Lediglich die Aufschrift auf der aufgerissenen Verpackung gibt Nichtkennern einen Hinweis auf den wahren Verwendungszweck der *Pussy Pump*.

Allem Anschein nach ist der freundliche Herr der englischen Sprache nicht mächtig.

1 »Na, dann zeigen Sie mal Ihr Ticket«, grinst der Schaffner,
2 der sich ganz offensichtlich nur schwer von dem bizarren An-
3 blick losreißen kann. Mit einer routinierten Bewegung nimmt
4 er meine Fahrkarte an sich, die ich ihm entgegenhalte, schiebt
5 seine Brille nach oben und hält das Papier dicht vor die Nase.
6 Auf seiner Stirn bildet sich eine steile Falte, als er sagt: »Das ist
7 nun aber wirklich Pech!«

8 Dieses Gefühl verfolgt mich schon seit einer Weile.

9 »Mit dem Ticket können Sie nicht so ohne Weiteres in den
10 nächsten Zug steigen. Sie müssen zum Service-Point und die
11 Fahrt umschreiben lassen.« Jetzt sieht er mich zum ersten Mal
12 richtig an. Ich glaube, eine Spur Mitleid in seinem Blick zu
13 erkennen. »Ich würde Ihnen ja helfen mit ... dem Zusammen-
14 packen ... Aber ich bin im Dienst.«

15 »Schon klar.«

15 Er gibt mir die Fahrkarte zurück, tippt mit dem Zeigefinger
17 an die Schirmmütze und macht auf dem Absatz kehrt, während
18 ich mich langsam die Stufen hinunterarbeite, auf den älteren
19 Herrn zu, der mir die *Pussy Pump* entgegenhält und mit zittri-
20 ger Stimme sagt: »Wissen Sie, das mit der Schlafapnoe hat bei
21 mir auch ganz schleichend angefangen – aber dass so ein junger
22 Mann wie Sie ... Also nein!«

2

Das achtarmige Männchen der Tintenfisch-Spezies
Taningia danae reißt fünf Zentimeter tiefe Wunden
in das Fleisch des Weibchens und legt seine Spermien
dort hinein. Danach macht es den polnischen Abgang.
Sehr charmant.

Etwa drei Stunden später und um neunundsiebzig Euro erleichtert befinde ich mich schließlich im Intercity-Express in Richtung Rheinland. Und auch wenn sich die Bahn noch so sehr bemüht, uns Bahnfahrern etwas anderes vorzugaukeln: Das kundenfreundliche und offene Design des Service-Point in hellem Holz und ganz ohne Panzerglas ist der reinste Hohn, wenn das menschliche Interieur Eiche rustikal ist. Eine zugeknöpfte Frau mit dem Charme einer Wohnzimmerschrankwand teilte mir in Nürnberg mit, dass der Frühbucherrabatt von ursprünglich neunundzwanzig Euro nicht mehr geltend gemacht werden könne und nun leider der gesamte Fahrpreis zu entrichten sei – zuzüglich der Gebühr für die Sitzplatzreservierung.

Nachdem ich meinen Trolley in die obere Gepäckablage bugsiiert habe, lasse ich mich in meinen Sitz fallen und starre aus dem Fenster in die langsam vorüberziehende Gegend. Weit reicht die Sicht nicht. Alles verschwimmt in einer trist-trüben Nebelsuppe, und die nächste Baumreihe lässt sich gerade noch erahnen. Man könnte meinen, es sei November statt April. Und wenn schon. Ich bin ohnehin zu erschöpft, um mich an irgend-

1 welchen Landschaften sattzusehen. Allmählich fordert das an-
2 strengende Wochenende in Pilsen wohl doch seinen Tribut.

3 Das gleichmäßige Rattern der Schienen macht meine Augen-
4 lider schwer. Schließlich gebe ich nach und spüre, wie meine
5 Gedanken immer wirrer werden und ich kurz davor bin, ins
6 Reich der Träume abzugleit...

7 »Stückste mal 'n Rück?«

8 Jeder einzelne Nerv meinen Körpers zuckt vor Schreck zu-
9 sammen. Auf meiner Augenhöhe kreist ein gigantisches Gesäß,
10 das von einer eng sitzenden Jeans im Zaum gehalten wird. Dort,
11 wo die Hose viel zu früh aufhört, blitzen die Ausläufer eines
12 Dschungels aus schwarz gekräuselten Haaren hervor.

13 Begleitet von einem ergreifenden Ächzen nimmt das Etwas
14 neben mir Platz und reißt damit nicht nur die Armlehne zwi-
15 schen unseren Sitzen mit einer dreisten Selbstverständlichkeit
15 an sich; seine wabbelige rechte Bauchseite geht den Weg des
17 geringsten Widerstands und schafft es irgendwie, unter der
18 Lehne hervorzuquellen und sich ungefragt auf meinen Platz
19 auszudehnen.

20 »Geht doch nix über 'ne Sitzplatzreservierung«, brummt
21 das Wesen in seinen ungepflegten Bart. »Ich bin übrigens der
22 Rüdiger.«

23 Ich kann nicht anders als ihn anzustarren. Mit seiner ho-
24 hen Stirn und dem braunen fettigen Haar, das er sich zu einem
25 Pferdeschwanz zusammengebunden hat, sieht er aus wie der zu
26 Fleisch gewordene Comic-Händler von den *Simpsons*. Der Ge-
27 ruch seiner schwitzigen Füße, die trotz der herbstlichen Brühe
28 draußen in offenen Sandalen stecken, steigt mir in die Nase und
29 sorgt dafür, dass mir augenblicklich speiübel wird. Auf seinem
30 verwaschenen schwarzen T-Shirt steht in großen weißen Buch-
31 staben: *Ich bin mit der Gesamtsituation unzufrieden.*

32 Tja, wem sagt er das.

33 Verzweifelt lasse ich meinen Blick durch den Wagen schwei-
34

fen. Aber ich habe schlechte Karten, es ist kein anderer Sitzplatz mehr frei. An Schlaf ist neben diesem Monstrum auch nicht mehr zu denken. Also versuche ich Rüdiger auszublenden und widme mich dem, was sich nicht länger aufschieben lässt: meinem überfälligen Manuskript. Dafür aber brauche ich den Laptop, der zwischen meinen Füßen in meiner Umhängetasche steckt – und eingequetscht zwischen meinem Sitz und Rüdigers Beinen muss ich feststellen, dass es gar nicht so leicht ist, in einem Radius von wenigen Zentimetern herumzuhantieren. Zumal, wenn ich aufgrund der Nähe zu Rüdigers Füßen nicht in den nächsten Minuten an einer Gasvergiftung krepieren will.

Als ich den Rechner endlich nach oben gezerrt habe, tippe ich nervös auf der Tastatur herum, bis endlich der begrüßende Signal-Akkord über das monotone Scheppern des Zugs hinweg ertönt. Mit einem weiteren Klick öffne ich das Schreibprogramm, und jetzt kann es endlich losgehen.

Also ... theoretisch.

Praktisch will mir einfach nichts einfallen, was ich schreiben könnte. So bleibt mir erst einmal nichts anderes übrig, als die letzten Buchstaben des bereits halb fertigen Kapitels eingehend zu betrachten, bis sie vor meinen Augen zu tanzen anfangen. Meine Gedanken driften ab, in eine weit zurückliegende Vergangenheit. Dorthin, wo alles seinen Anfang nahm. Zur Büchse der Pandora – in Form des Schlafzimmerschranks meiner Eltern.

*

Die Science-Fiction hat mich von frühester Kindheit an in ihren Bann gezogen. *Star Wars*, *Captain Future*, *Star Trek* – alles, was auch nur im Entferntesten mit Raumschiffen und kulleräugigen Außerirdischen zu tun hatte, wurde schwammkopfmäßig von mir aufgesogen. Irgendwann stieß ich dann auf die *Jerry-Light-*

ning-Heftromane meines Vaters, die er in seinem Kleiderschrank rechts neben den lieblos unter einem Klamottenstapel versteckten und bereits vergilbten *Praline*-Ausgaben aufbewahrte. Noch immer frage ich mich, wofür er sich mehr schämte.

Doch damals, da war ich ungefähr neun, hatte ich noch keinen Sinn für die prallen Oberweiten und die lüstern dreinblickenden Nackten mit Neon-Lippenstift im linken Stapel. Vielmehr hatten es mir die kleinen Heftchen mit den knallbunten Titelbildern angetan. Es waren Hunderte! Jedes einzelne ein Meisterwerk für sich. Die Cover dieser Hefte zeigten ausgedehnte Mondlandschaften, dramatische Szenen im All mit nostalgisch wirkenden Raumschiffen im Vordergrund und fantasievolle Außerirdische, die sich in ihrem Aussehen nicht selten an der irdischen Tierwelt orientierten: raubtierartige Wesen in Weltraumanzügen, Riesenschnecken, die als Reittiere missbraucht wurden, Reptilien mit Laserblastern. Ich hatte einen wahrhaftigen Schatz aufgestöbert!

Am Anfang begnügte ich mich mit dem Betrachten der Cover und malte mir meine eigenen Geschichten zu den abgebildeten Szenarien aus. Doch irgendwann packte mich die Neugier, und ich verschlang jeden einzelnen Roman dieser Weltraumoper. Ich verstand absolut gar nichts. Aber es war faszinierend. Und mit jedem weiteren Heft stieg ich mehr in die Materie ein – in rasanter Geschwindigkeit tat sich mir ein Universum der unendlichen Möglichkeiten auf.

Als ich die letzte Seite des untersten Heftes aus dem Stapel durch hatte, begann ich wieder von vorn. Schließlich, nach dem dritten oder vierten Durchgang, wollte ich Nachschub, neue Abenteuer meiner Weltraumhelden, die in fernen Galaxien für Recht und Ordnung sorgten. Zu meinem großen Erstaunen gab es die Serie noch immer am Kiosk um die Ecke. Allwöchentlich erschien ein neues Abenteuer meiner Space-Cowboys um den Haudegen *Jerry Lightning*, der es sich mit seiner Crew zum Ziel

gesetzt hatte, alle Völker der Galaxis zu vereinigen – koste es, was es wolle. Und auch wenn mein wissenschaftliches Interesse mit der Zeit zwar wieder zurück in den Kleiderschrank, allerdings weiter nach links zum *Praline*-Stapel, wanderte, kam ich doch nie wirklich von dieser Science-Fiction-Serie los, machte immer wieder einen Abstecher in die Zeitschriftenläden und Bahnhofsbuchhandlungen und besorgte mir die neueste Ausgabe.

Mit Wehmut denke ich an diese Zeit zurück. Eine Zeit geprägt von Idealen und Illusionen. Die Realität hingegen sieht reichlich trostlos aus, zumindest momentan. Gut, ich habe es tatsächlich geschafft, mir meinen Kleinjungentraum zu verwirklichen, und darf inzwischen selbst als Autor am Helden meiner Kindheit herumwerkeln. Aber mir geht eindeutig die Fähigkeit ab, mit dem bisschen Geld, das ich damit verdiene, über die Runden zu kommen.

Meinen daher dringend nötigen und leider ziemlich schlüpfri- gen Zweitjob habe ich Menschen, genau genommen: Männern wie dem neben mir vor sich hin müffelnden Rüdiger zu verdanken. Und wenn ich die Sache ganz ungeschönt betrachte, weiß ich genau, dass die Schreibung die *eigentliche* Nebensache ist – und allein mein verhasster Nebenjob als Schüttelwestern-Held dafür sorgt, dass ich mir die schriftstellerischen Ausflüge in die Welt von *Jerry Lightning* überhaupt leisten kann. Doch diesen Gedanken schiebe ich schnellstens wieder zurück in eine der hintersten Gehirnzellen und schließe die Tür mit einem massiven Vorhängeschloss ab. Denn all die Umstände, Mühen und Qualen bin ich gerne bereit auf mich zu nehmen – für meinen großen Traum, endlich ein anerkannter Autor zu werden. Und davon bin ich noch genauso weit entfernt wie vom Koblenzer Hauptbahnhof.

Genau genommen bin ich noch nicht mal Schriftsteller, von einem Autor ganz zu schweigen. *Jerry-Lightning*-Heftromane

1 schaffen es noch nicht einmal in die Buchhandlungen. Und da-
2 mit habe ich unter meinen Autorenkollegen in etwa den Sta-
3 tus eines Putzerfisches im Süßwasserbecken des *Sealife* inne.
4 Dennoch füllt mich diese Tätigkeit aus wie nichts anderes. Das
5 Jonglieren mit Wörtern ist meine Passion, die ich tief in mir
6 trage und die mir niemand nehmen kann. Auch wenn ich viel-
7 leicht nicht in einer Liga mit Hemingway, Irving oder von mir
8 aus auch nur Tommy Jaud spielen kann, bin ich doch mit Feuer-
9 eifer bei der Sache und punkte mit einer hohen Anschlagrate.
10 Und das ist in diesem Genre beinahe wichtiger als kunstvoll
11 verwobenes Erzählen.

12 Dumm nur, dass ausgerechnet dieser Feueereifer mich jetzt
13 im Stich lässt.

14 Wieder überkommt mich die Deadline-Neurodermitis, wie
15 ich diese körperliche Erscheinung liebevoll nenne. Ein vorwie-
16 gend auf der Kopfhaut, im Gesicht und an den Unterarmen
17 auftretender Juckreiz, der durch nichts aufzuhalten ist; dies-
18 mal juckt es peinlicher Weise sogar im Schritt. Dieses psycho-
19 somatische Krankheitsbild tritt immer dann in Erscheinung,
20 wenn sich die Zeit bis zum Abgabetermin im umgekehrt pro-
21 portionalen Verhältnis zu der noch zu schreibenden Zeichen-
22 anzahl befindet.

23 Ich stolpere über meinen eigenen Gedanken, und zwar nicht,
24 weil er zu kompliziert ist, sondern weil diesmal irgendetwas an-
25 ders ist: Es juckt mich *nur* im Schritt.

26 »Wat schreibst 'n da?«, durchbricht Rüdiger das gedämpfte
27 Gemurmel des Großraumabteils. Sein Tonfall lässt nicht erken-
28 nen, ob er aus wirklichem Interesse oder nur aus Langeweile
29 nachfragt.

30 Ich nehme den Blick von dem kleinen vertikalen Strich am
31 Absatzbeginn, der mich höhnisch anblinkt. »Einen Roman.«

32 »Oh. Und wer ist Matt Rex?«

33 Zunächst bin ich verwirrt. Dann aber sehe ich, dass sein

Blick am unteren Rand der Fußzeile klebt. »Ich bin Matt Rex. Also, das ist mein Pseudonym.«

»Ach.«

Seine Augen wandern wieder nach vorne und saugen sich an einem Punkt auf der Kopfstütze seines Vordermannes fest. So recht weiß er die neue Information wohl nicht einzuordnen. Aber was kümmert mich das. Ich habe drei ganz andere Probleme: eine sich unaufhaltsam auf mich zubewegende Deadline. Einen tyrannischen Exposé-Autor, der die Story geliefert hat. Und eine ausgewachsene Schreibblockade.

Mit meinen persönlichen Reitern der Apokalypse im Nacken scrolle ich zum Ende des Textdokuments und lese mir den letzten Abschnitt noch einmal durch:

»Hier spricht Jerry Lightning, ich rufe die Janus IV! Können Sie mich hören?«

»Ich verstehe Sie sehr gut«, antwortete der Androide in einem monotonen blechernen Singsang.

»Wir geben Ihnen Feuerschutz. Beenden Sie Ihre Mission.«

Mit einem kurzen Nicken gab Lightning den Befehl. Augenblicklich wurde der Sichtschirm der Kommandobrücke in ein hellrotes gleißendes Licht getaucht. Die gegnerischen Schiffe der Maruder vom Planeten Dystorbia wichen aus der unmittelbaren Zone der sonnenhellen Glut. Mit Lichtgeschwindigkeit flog die Janus IV in das Zentrum des Ringes hinein ...

Ein abfälliges »Ts!« katapultiert mich aus dem Androbeta-Universum zurück ins Hier und Jetzt.

»Wer liest denn *so was* freiwillig?«

»Fans«, presse ich zwischen den Zähnen hervor. Ohne auch nur aufzublicken, widme ich mich wieder den Buchstaben, die sich einer fröhlichen Vermehrung einfach widersetzen. Es ist zum Marsmenschenmelken! Der kleine Strich blinkt mir weiter-

hin höhnisch entgegen und übt eine halluzinierende Wirkung auf mich aus wie die Schlange Kaa im *Dschungelbuch*.

Doch dann fällt mir plötzlich etwas ein, und ich lasse meine Finger über die Tastatur gleiten:

Der sechsarmige Maruder manövrierte das Steuerelement mit seinem Ordinärgehirn und ...

»Maruder«, brummt Rüdiger und glotzt unverhohlen auf meinen Monitor. »Wat soll'n dat sein?«

»Science-Fiction«, erwidere ich schmallippig. Ich presse meine Kiefer derart fest aufeinander, dass ein stechender Schmerz durch meine Schläfe fährt. So kann ich einfach nicht arbeiten! Nicht, dass ich momentan überhaupt zu so etwas wie Produktivität fähig wäre, aber dank Rüdiger klappt ja nicht mal mehr die Selbstverarsche.

»Ssseiii-ääänß Fiiick-schnn.« Er zieht die beiden Worte wie Kaugummi in die Länge. Als liefe er allein dadurch, dass er die Silben in den Mund nimmt, Gefahr, von einer ansteckenden Krankheit befallen zu werden. Diese Reaktion erlebe ich häufig, wenn ich Menschen von meiner Schriftstellerei erzähle. Aber selten ist der Moment derart frustrierend wie jetzt.

»So wie *Raumschiff Entenscheiß*, he?« Rüdiger lacht laut und mit Auswurf über seinen eigenen Witz, der mindestens so alt ist wie die eingetrockneten Essenreste auf seinem T-Shirt.

»Ja. Genau so«, trotze ich zurück. Meine Laune ist nun endgültig am Nullpunkt angelangt. Nicht nur, dass ich nicht die leiseste Ahnung habe, wie ich den Plot mit einem cleveren Kniff voranbringen soll, ich muss mich auch noch akribisch an ein Datenblatt halten, das die Technik der Maruder zusammenfasst. Und in Sachen Technik habe ich von Tuten und Blasen keine Ahnung. Erst recht nicht, wenn es um den Fortschritt im Jahre 1250 neo-interstellarer Zeitrechnung geht, was in etwa

dem Erdenjahr 3555 entspricht. Textpassagen wie diese hasse ich mehr als Double-Penetration-Szenen, bei denen ich unten liege. Aber sie gehören nun mal in jedes dämliche Manuskript wie exotische Außerirdische und ausufernde Materialschlachten in einer fernen Galaxis.

Es ist eine Schande, dass eine derart fantastische Serie wie *Jerry Lightning* einen so unfähigen Exposé-Autor wie Doktor Eckard N. Bellinghausen an der Spitze hat. Dabei ist es nicht nur der Neid, der aus mir spricht. Ich würde lügen, wenn ich abstreiten würde, dass ich mir nichts sehnlicher wünsche, als seine Position zu besetzen. Der mächtigste Mann im Jerryversum zu sein, der sich nicht mehr die Mühe machen muss, Seite um Seite mit astrotechnischem Firlefanz, intergalaktischen Ränke-spielen und extraterrestrischem Schlachtengetümmel zu füllen, sondern der nichts anderes tut, als die zu schreibende Geschichte des Heftrromans auf ein paar Seiten grob zu skizzieren und das Exposé dann an einen seiner Handlanger weiterzugeben, der es in Reinform bringt. Das ist die Brücke, die Kommando-zentrale, der fleischgewordene Todesstern im Jerryversum! Die Geschicke von *Jerry Lightning* in der Rolle des dunklen Imperators zu lenken, wie ein Puppenspieler an den Fäden der Handlungsstränge zu ziehen und der Serie die epische Tiefe zuteil werden zu lassen, die sie so sehr verdient ... Das muss echtes Lebensglück bedeuten!

Doch von keinem Ziel könnte ich derzeit weiter entfernt sein. Der Doktor hasst mich seit dem ersten Tag, und noch mehr hasst er meine Manuskripte. Und er wird nicht müde, mir beides unter die Nase zu reiben. Aber davon lasse ich mich nicht beirren. Also Augen zu, Sitznachbar ausblenden und durch:

Der sechsarmige Maruder manövrierte das Steuerelement mit seinem Ordinärgehirn, und kransingtikative Fluralkappen ...

Ehe ich den Satz zu Ende schreiben kann, wird der Bildschirm schwarz.

»Akku leer, he?«, stellt Rüdiger scharfsinnig fest.

Vielleicht ist es der Akku. Vielleicht aber auch nur mein beschissenes Karma, dass mich durch halb Europa verfolgt wie ein Straßenköter eine läufige Hündin.

Ruhig bleiben, ermahne ich mich, und hole tief Luft. Keine gute Idee, wie sich bald feststellt, denn der Geruch von Rüdigers Füßen zieht in meine Nasennebenhöhlen und ist drauf und dran, sich dort häuslich einzurichten. Mit eingehaltenem Atem und Scheuklappenblick (Jetzt bloß nicht an die ungepflegten gelben Zehen in den offenen Sandalen denken!) bücke ich mich nach unten und krame das Netzkabel aus meiner Umhängetasche. Ich finde es sofort und halte es triumphierend in die Luft.

Dann lasse ich meinen Blick über meine nähere Umgebung wandern und lande wieder bei Rüdiger, der mir das breiteste Grinsen seit Bob Marley schenkt und den Kopf schüttelt. »Vergiss et, Alter. Die Steckdosen in der zweiten Klasse sind allesamt ausgefallen. Wegen dem Nebel. Hat der Schaffner vorhin schon gesagt, als du noch ... überlegt hast.«

Ich sehe mich um. Tatsächlich. Im gesamten Abteil erspähe ich niemanden, der hochkonzentriert und superwichtig auf sein Notebook einhackt. Selbst die obligatorische Büroschnepfe, die gerade in Würzburg eingestiegen ist, begnügt sich mit einem DB-Heftchen, dessen Frontseite Johann Lafers Konterfei ziert. Was der Steckdosenausfall aber mit dem Dunst vor dem Fenster zu tun haben soll ... na ja. Die Bahn hat ja selbst bei siebenundzwanzig Grad Celsius und strahlend blauem Mai-Himmel Probleme mit der Witterung. Entnervt klappe ich das Powerbook wieder zu, lasse es aber als Zeichen meines grundsätzlich guten Willens auf dem Klapptischchen vor mir liegen.

Neben meiner anhaltenden schlechten Laune breitet sich ein zweites, immer stärker werdendes unangenehmes Gefühl in

meiner Magengrube aus. Allmählich steigt die Nervosität in mir an wie der Pegel des Rheins in der Regenzeit. Das kurzfristig eingeschobene Wochenende in Tschechien hat mir nicht nur eine weitere peinliche Anekdote für meine Biografie eingebracht, sondern auch noch mein ohnehin schon knapp bemessenes Zeitfenster drastisch verkürzt.

Aber das Glück ist ja bekanntlich mit den Tüchtigen. Wenn ich schon meinen Mac nicht benutzen kann, so kann ich wenigstens einige grobe Ideen zum Handlungsverlauf zu Papier bringen. Ja, das könnte ich tun! Andererseits bin ich von Natur aus eher ein faules Stück und auch in diesem Moment bereit, die schicksalhafte Fügung widerstandslos hinzunehmen. Eine Mütze voll Schlaf ist auf jeden Fall eine verlockende Alternative.

Und überhaupt.

Ich packe den nutzlos gewordenen Laptop in die Tasche, knülle meine Jeansjacke zu einem Kissen zusammen und lehne mich gegen die kühle Fensterscheibe.

Durch die geschlossenen Augen hindurch spüre ich Rüdigers Blick auf mir ruhen. Vorsichtig lupfe ich ein Lid. Unsere Blicke treffen sich. Zum unauffälligen Weggucken ist es längst zu spät.

»Was?«, frage ich entnervt.

Als sich erst die eine, dann die andere Augenbraue in der ungepflegten Visage meines Gegenübers hebt, ahne ich es.

Und dann folgt, was diesen bis dato echt miesen Tag zum grausigsten Tiefpunkt in meiner bisherigen Karriere als Mensch adelt: »Du bist doch der Typ aus dem Porno!«

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
15
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35

Bonobos nutzen Sex zur Streitschlichtung. Und auch sonst zu allem Möglichen. Sie treiben es unzählige Male am Tag. Dabei sind sie nicht wählerisch: Alter und Geschlecht spielen bei der Paarung keine Rolle. Wirklich, absolut gar keine.

Die Worte platzen förmlich aus ihm heraus, wie aus einem Vulkan, der Jahrhunderte über geschlafen hat und sich plötzlich dazu entschließt, einen kleinen südpazifischen Inselstaat in Schutt und Asche zu legen.

»Geht's noch lauter?« Zischend presse ich den Finger auf meine Lippen und starre ihn mahnend an.

Ja, das ist sie, meine Zielgruppe. Momente wie diese erlebe ich nicht täglich, aber unglücklicherweise hin und wieder. Und leider sehe ich mich stets in meinen schlimmsten Befürchtungen bestätigt, was die Klientel meiner Filme angeht. Nie sind es sexlüsterne gutaussehende Frauen, die mich auf meinen Nebenberuf ansprechen. Immer sind es ungewaschene fettleibige oder auch klapperdürre Männer jenseits der Zwanzig, die jegliches Gefühl von Selbstkritik und Scham überwunden zu haben scheinen.

»Du hast doch in dem einen Film da mitgespielt.« Er ringt nach Worten und schnippt wild mit den Fingern. »Na, wie heißt et ... der, wo der Typ von den beiden Miezzen um die Ecke gebracht wird.«



Ich nicke stumm und sehne mich in den Pazifik. Ach, was sag ich – ins Bermudadreieck.

Dabei hat er recht. Und ich habe in diesem Film nicht nur mitgespielt, ich bin zu allem Überfluss auch noch der Typ, der von den Miezen gemeuchelt wird.

Er klatscht sich begeistert auf die massigen Oberschenkel. »Warte, sach nix, ich habbet gleich. *Der Wischer*, nä?«

»Nein«, verbessere ich ihn, »das ist der mit Oliver Kalkofe und Bastian Pastewka.«

Sein Gesicht bleibt unbewegt.

»*Der Wixxer*«, helfe ich nach und lege eine besondere Betonung auf die beiden xe.

Noch immer keine Regung in Rüdigers speckig glänzendem Gesicht.

»Der Film, den du meinst, heißt *Spermophilia*«, lasse ich die Katze aus dem Sack.

Jetzt senken sich die Augenbrauen wieder. »Doofer Name.«

Da bin ich anderer Meinung. Im Grunde ist es sogar das Beste am ganzen Film – dem Film, dem ich meine fünfzehn Minuten fragwürdigen Ruhmes zu verdanken habe.

Dennoch ist die Leere in den Augen meines modrigen Sitznachbarn einer funkelnden Begeisterung gewichen. »Saugeil, ich brauch 'n Autogramm von dir. Dat glaubt mir sonst nacher kein Mensch. Und kann ich auch 'n Foto von uns beiden machen?«

Ich lächele zäh, übe mich in der Gelassenheit eines buddhistischen Zen-Mönchs und zähle in Gedanken bis zehn.

Eins ...

Wie gesagt, es passiert mir äußerst selten, dass ich außerhalb von Erotikmessen, Sexshops und Pornofilm-Sets auf diesen Film angesprochen wurde. Überhaupt hätte ich es niemals für möglich gehalten, dass dieser stümperhaft produzierte Streifen auch nach über einem Jahr noch im Fokus der pornokonsu-

mierenden Öffentlichkeit stehen würde. Aus Videotheken hat man den Film längst verbannt, das Internet aber vergisst nichts. Dank einschlägiger Handentspannungs-Onlineplattformen kann man sich überall auf der Welt meinen Filmtod, in dem ich mich wie ein elektrisierender Aal im Todeskampf winde und dabei Unmengen von Kunstsperma verschleudere, immer und immer wieder betrachten.

... zwei ...

Dabei klang das Drehbuch sehr vielversprechend. Beim Casting war die Rede davon, dass ich einen unheilbar kranken Mann spielen sollte, der an etwas litt, das das Skript Spermophilie nannte. Dabei handelte es sich laut Regisseur um ein ähnliches Krankheitsbild wie bei der Hämophilie. Und hätte ich nur ein bisschen besser bei *Grey's Anatomy* aufgepasst, hätte ich vielleicht gewusst, dass dies das Fremdwort für die Bluterkrankheit war. Allerdings ging es hier nicht um unstoppbare Blutungen ...

... drei ...

Ursprünglich war *Spermophilia* als persiflierende Anklage an die kränkelnde Erotikbranche gedacht. Zumindest hatte ich das so interpretiert. Zuerst meinte ich, das große Los gezogen zu haben, eine Rolle mit Dialog und tiefgründiger Handlung spielen zu dürfen. Beides sehr untypisch für die Filmrollen, die mir sonst angeboten wurden. Mehr noch, ich durfte sogar Kleidung tragen. Einen schicken weißen Anzug mit schwarzem Hemd und eine cremefarbene schmale Seidenkrawatte. Die Farbe des Anzugs sollte die Reinheit meines Charakters und natürlich das Krankheitsbild symbolisieren. Ein grandioser Einfall.

... vier ...

»Weißt du was?«, unterbricht Rüdiger wispernd meinen meditativen Countdown. Er schafft es tatsächlich, noch ein Stück näher an mich heranzurutschen. Als er seinen Arm hebt, um ihn sich verschwörerisch vor den Mund zu halten, steigt von irgendwoher der Geruch von Zwiebeln auf.

... fünf ...

Er flüstert mir ins Ohr: »Ich hab auch schon mal mit dem Gedanken gespielt, in solchen Filmen mitzumachen.«

Das ist der Zeitpunkt, an dem ich das mit dem Zen-Mönch sein lasse. Ich weiß, dass das kommen musste. So kommt es immer. Dennoch kann ich nicht verhindern, dass mir ein herablassendes »Ach was« entgleitet. Ich hoffe inständig, dass er nicht den unkontrollierten Klang der Verachtung heraushört. Aber eigentlich tun sie das nie.

»Jau«, macht er. »Muss doch 'n echter Traumjob sein.« Er setzt einen verklärten Blick auf. »Sex immer und überall, mit den unglaublichsten Frauen. Hübsch und gut gebaut und zu allem bereit. Und jede Menge Kohle kann man dabei auch noch verdienen, stimmt doch, nä?« Er versetzt mir einen gut gemeinten Rempler in die Rippen. Mir bleibt kurz der Atem weg.

»Na ja«, keuche ich ausweichend.

»Wenn man's richtig anstellt, bestimmt!«

Leider hat mir bislang noch niemand verraten, wie man es denn nun *richtig* anstellt, und so sage ich: »Weißt du, Rüdiger, man sollte sich da nicht allzu großen Illusionen hingeben. Die Zeiten, in denen man sich als Erotikdarsteller eine goldene Nase verdienen konnte, sind seit dem Internet und dem immer größer werdenden Angebot an Amateur-Pornos vorbei.«

Das ist nett formuliert. Tatsächlich bin ich mittlerweile an einem Punkt angelangt, an dem ich felsenfest davon überzeugt bin, dass das Einzige, was es in diesem Business noch zu holen gibt, zweitklassige Jobs mit drittklassiger Bezahlung sind, mal ganz abgesehen von exotischen Geschlechtskrankheiten, von denen noch nicht einmal das Robert-Koch-Institut je gehört hat. Die Goldgräberstimmung in der Szene ist abgeklungen. Dafür erwarten den Pornodarsteller von morgen soziale Randgruppenakzeptanz und Hartz-IV-würdige Gehaltsschecks. In welcher Welt leben wir eigentlich?

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
15
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35

Und überhaupt, was zum Teufel habe ich auf der dunklen Seite der Macht zu suchen, auf der es zwar Kekse gibt, aber keine Riester-Renten-Zukunft? Wenn ich ehrlich bin, sollte ich mir endlich eingestehen, dass ich seit beachtlicher Zeit auf dem sozialen Abstellgleis herumlungere und neidisch auf das viel grüner wirkende Gras auf der anderen Seite glotze.

Dabei habe ich doch nie davon geträumt, Pornodarsteller zu werden. Natürlich stehe ich auf Sex und hatte nie ein Problem damit, mich in meiner ganzen Pracht vor laufender Kamera zu zeigen. Warum auch, ich muss mich nicht verstecken. Ich bin tageslichttauglich, gut gebaut und habe halbwegs volles Haar. Zugegebenermaßen ist meine Stirn vielleicht ein kleines bisschen zu hoch. Und natürlich glaubt mir auch kein Mensch, wenn ich sage, dass ich in die Branche reingerutscht bin – im Gegenteil, es sorgt meistens für ziemlich schlechte Altherrenwitze, manchmal sogar von Frauen. Bei denen ich ohnehin keinen besonders guten Schlag habe.

Deshalb wäre mir eine seriösere Tätigkeit lieber, mit der ich das Schreiben finanzieren kann. Es ist ja nicht so, dass ich nicht schon so Einiges versucht hätte.

Unschöne Erinnerungen an meine ersten Gehversuche im Nebenerwerb werden wach. Allein der Gedanke lässt mich innerlich zusammenfahren.

*

Ich habe alles Mögliche und Unmögliches getan, um mit wenig Aufwand möglichst viel Geld zu verdienen, einzig und allein mit dem Ziel, mir die Zeit zum Schreiben freizuschaukeln. Für Männer im besten Alter und mit einer hohen Frustrationstoleranz in Bezug auf das eigene Selbstwertgefühl gibt es da quasi unendliche Möglichkeiten.

Ich habe Spam-Mails verfasst, war Unterschenkelmodell für

orthopädische Strümpfe, stahl probenhalber bei ALDI und hüllte meinen Körper in diverse Walking-Act-Kostüme. Meine Berufung fand ich schließlich als Plüsch-Maskottchen in Gestalt eines debil dauergrinsenden Eichhörnchens für die Turn- und Spielvereinigung Überelbert e.V. Aber als der Abstieg in die Kreisliga nicht mehr abzuwenden war, war auch meine Karriere bei der TuS vorbei. Da kam das Angebot des Fruchtlieferanten gerade recht, der für eine Werbeaktion in Zusammenarbeit mit einem großen Südfruchtimporteure eine lebende Banane brauchte, die durch die Koblenzer Fußgängerzone lief und das Chiquita-Lied sang:

I'm chiquita banana and I've come to say
I came from little island down Equator Way.

Während ich den Song zum Besten gab, begleitete ich mich selbst auf einer Ukulele. Ich wurde geliebt von Kindern und Rentnern. Der Song war aber auch fantastisch. Noch heute kann ich jede einzelne Strophe im Schlaf:

When they are fleck'd with brown and have a golden hue
bananas taste the best and are the best for you.

Gut, ich war ein erwachsener Mann im Bananenkostüm. Dennoch nahm ich die Sache verdammt ernst. Um mich auf meine Rolle vorzubereiten, hatte ich sogar den Chiquita-Banana-Tanz der legendären *Terry Twins* einstudiert: Hüftschwung links, Hüftschwung rechts. Die Arme auf Brusthöhe zittern lassen, zwei Ausfallschritte nach hinten, Arme zittern lassen, zwei Ausfallschritte nach vorn, Hände in die Hüften stemmen, Brüste tanzen lassen, halbe Beckendrehung, und wieder von vorn. Das kriegte ich sogar mit Ukulele einigmaßen hin.

Ich war der perfekte Bananenbotschafter. Eigentlich kein

schlechter Job mit guter Bezahlung. Schade nur, dass Koblenz noch nicht bereit war für derart ausgefallene Marketing-Aktionen. Das Ganze ging so lange gut, bis ich auf eine Gruppe Halbwüchsiger stieß, die es auf den Versuch ankommen lassen wollte, ob sich das Bananenkostüm auch schälen ließ.

Die Antwort war leider Ja.

Und dummerweise wirkt sich die Passform eines überlebensgroßen Bananenkostüms eher ungünstig auf die Fluchtmöglichkeiten seines Trägers aus. Als ich schließlich mit den geschälten Überresten des Plüschbananenkostüms vor meinem Boss stand, hatten wir beide gleichermaßen die Nase voll. Ich stand also wieder ohne Job da.

Schließlich nahm mein Schicksal eine interessante Wendung, als ich die Stellenangebote der Mittwochausgabe der *Rhein-Zeitung* studierte. Wie eine Lichterscheinung kam es mir vor, als ich die Anzeige erblickte:

Traumjob zu vergeben! Renommierete Agentur sucht ausdrucksstarke Darstellerinnen und Darsteller jeglichen Alters für fantastische Filmaufnahmen. Gepflegtes Äußeres, Standfestigkeit und Ausdauer von Vorteil. Diskretion ist unser Geschäft.

»Die suchen Darsteller für einen Fantasy-Film«, schrie alles in mir auf. Fantastische Aufnahmen – da stand es, wortwörtlich! Das gesellschaftstaugliche Geschwisterchen der ungeliebten Science-Fiction. Warum nicht?

Natürlich hätten bei der Stellenanzeige alle Alarmsirenen aufheulen müssen, denn wenn etwas zu gut klingt, um wahr zu sein, dann ist es das mit großer Wahrscheinlichkeit auch. Doch selbst als ich das mit der Diskretion las, dachte ich wirklich, das bezöge sich maximal auf Rollenangebote für *Berlin Tag und Nacht*, Statistenjobs bei den *Wollnys* oder Scripted-Reality-



Dramen vom Schlage *Frauentausch*. Ich konnte ja nicht ahnen, dass es noch schmutziger ging. Ich war ja so naiv.

Als Kontaktmöglichkeit war lediglich eine Telefonnummer angegeben, die ich bereits gewählt hatte, ehe ich den Anzeigentext zu Ende gelesen hatte. So lernte ich ihn kennen. Jean Karell. Meinen Agenten, der mich heute wie ein Stück Vieh durch tschechische Hinterhöfe treibt, um aus mir die männliche Gina Wild der Porno-Branche zu machen.

Wäre ich doch nur bei der Banane geblieben.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
15
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35

Um die Königin nicht zu enttäuschen, verlagert das Honigbienenmännchen seine gesamte Körperflüssigkeit in den Penis. Nach dem Orgasmus knallt es gewaltig: Die Drohne explodiert.

Mit der Zeitungsanzeige in der Hand stand ich am nächsten Tag vor einem trostlosen grauen Mehrfamilienhaus aus den frühen Jahren der Nachkriegszeit, wie sie in Koblenz zu Hunderten als stumme Mahnmale stehen.

Ein Mahnmal. Hätte ich doch damals schon die Zeichen richtig gedeutet ...

Aber nichts da. Voller Euphorie stürmte ich durch das Treppenhaus des dreizehnstöckigen Plattenbaus und kam im obersten Stockwerk keuchend und japsend vor einer unscheinbaren Holztür zum Stehen. Neben der Tür war ein messingbeschlagenes Schild, vollgetatscht mit Fingerabdrücken, an der speckigen Wand angebracht. Darauf stand: *Cockbuster Casting Agency*.

Hier war ich richtig.

Eine Türklingel gab es nicht. Dafür einen Indianer, der mir nach meinem Klopfen breit grinsend die Tür öffnete und sich mit belegter Stimme als Jean Karell vorstellte.

Vermutlich müssen Agenten so aussehen, dachte ich und folgte ihm in die Agentur, in der es derart schummrig-dämmrig war, dass sich meine Augen erst einmal an das bedeutungs-

schwängere Zwielficht gewöhnen mussten. Auch das Atmen kam mehr und mehr einer sportlich anspruchsvollen Betätigung gleich, da irgendetwas Schweres die Luft schwängerte. Im Hintergrund erkannte ich auf der Fensterbank den Verursacher der trüben Atmosphäre, die man mit einem Messer hätte schneiden können: eine glimmende Räucherkerzen-Armada. Um die bösen Geister zu vertreiben, wie mir der Vorstadt-Indianer erklärte.

Mittlerweile weiß ich, dass das nichts als Humbug, fauler Zauber und Aberglaube ist. Ansonsten hätte sich Jean im gleichen Moment in Luft auflösen müssen.

Durch den Nebel hindurch registrierte ich seine eigentümliche Kleidung. Bislang kannte ich Agenten nur aus dem Fernsehen. Meist waren es fiese Gestalten von zweifelhaftem Ruf mit einem merkwürdigen Klamottengeschmack, schlechten Zähnen, schmierigem Haar und einer viel zu überspannten Gestik, der stets etwas Unseriöses anhaftete.

All das traf natürlich auch auf Jean Karell zu.

Er trug ein zu großes Fransenhemd aus Wildleder mit nicht minder wilden Kokopelli-Motiven. In Silber eingelassener türkisfarbener Schmuck bedeckte sämtliche Finger, Ohren, Handgelenke und den Hals.

Es gab eine Zeit, da fand ich dieses Auftreten noch sympathisch.

Ich war so ein Idiot.

Heute ist mir klar, dass sein extravagantes Äußeres nur der Ablenkung dient. So bekam ich zunächst gar nicht mit, dass die Agentur lediglich aus einem kleinen Vorzimmer ohne Vorzimmerdame und einem sich anschließenden winzigen Büro mit nur einem Agenten bestand. Dennoch sprach Jean Karell unablässig in der *Wir*-Form. Das tut er noch heute.

Es ist ein *Wir*, das nicht mich – seinen einzigen Klienten – einbezieht oder seine imaginären Kollegen. Das *Wir* beansprucht sein Ego meist voll und ganz für sich allein und füllt

es lückenlos aus. Spricht Jean von *wir*, meint er immer nur sich, allerdings nur, wenn es um gute Dinge geht. Ausdrücklich *mich* meint er, wenn es um nicht so gute Dinge geht. Zum Beispiel, wenn *wir* nach Tschechien fahren müssen, um *unsere* Karriere in Schwung zu kriegen. Das ist das auf mich bezogene *Wir*.

Geht es aber um höhere Agenturvergütungen bei Abschluss von Neuverträgen, profitieren stets *wir* davon – also *er*. Gerne kommt das ichbezogene *Wir* auch eingebettet im nachfolgenden Satz daher: »*Wir* können da gar nichts für.«

Das weiß ich heute. Damals aber dachte ich, dass es wirklich all seine zahlreichen Kollegen mitzählte und Jean lediglich die Spitze eines Agentur-Imperiums darstellte. Eines schrägen, zweifellos. Aber Imperium ist schließlich Imperium. Da wollte ich mich nicht an Kleinigkeiten festhalten und auf seinem bizarren Klamottengeschmack herumreiten, der ihm auch als traumfängerwedelnder Panflötenspieler in der Fußgängerzone gut zu Gesicht gestanden hätte. Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Seit vierundzwanzig demütigenden Monaten lasse ich mich nun für ihn knechten.

Ich erinnere mich noch genau an unser erstes verheißungsvolles Gespräch. Mit schwitzigen Händen saß ich vor seinem imposanten Mahagoni-Schreibtisch, auf dem sich nichts weiter befand als eine Klangschale, ein aufgeklappter Schreibblock und eine halb leergefütterte Tüte Erdnussflips, von denen er mir nichts anbot.

»Ich suche junge unverbrauchte Talente«, sagte er. »Für den ganz großen Sprung auf die Leinwand.«

Ich war ein Esel und glaubte ihm.

»Unsere Agentur pflegt engen Kontakt zu den größten Produktionsstudios in ganz Deutschland.«

Als ich ihn beiläufig fragte, ob er denn ausschließlich Kinoproduktionen bediene oder auch das Vorabendfernsehprogramm der privaten Sender, lachte er herzhaft.

Der Höflichkeit halber lachte ich mit. Dann wurde er schlagartig ernst und erklärte mir, dass er hauptsächlich im Bereich der Videoproduktion tätig sei, sich auf Filme mit viel Action spezialisiert habe und es diese nicht selten auch in ausgesuchte Kinosäle schafften.

Ich sah mich Seite an Seite mit Dolph Lundgren und Michael Dudikoff in einer Uwe-Boll-Produktion.

Keine schlechte Vorstellung.

»Ein ganz großes Produktionslabel hat bei uns angeklopft und mich nach einem geeigneten Darsteller für eine Hauptrolle gefragt. Und jetzt halt dich fest ...«

Ich hielt mich fest.

»Die weibliche Hauptrolle besetzt niemand Geringeres als Sheera Gail!« Wie er den Namen aussprach, schien diesem etwas Magisches anzuhaften. Jeans starrender Blick ruhte auf mir und verlangte augenblicklich nach einer euphorischen Reaktion.

Und so grinste ich entzückt. »Ich, äh ...«

»Sheera Gail«, wiederholte er noch einmal. Sein Tonfall wurde etwas schriller. »Du kennst doch Sheera Gail. Die fantastische Sheera ...«

Ich dachte fieberhaft nach, zermartete mir das Hirn ...

»Miss Universum!«

Ich hing an seinen Lippen ...

»Die ungekrönte Prinzessin von ...«

... und dann klingelte es endlich auch bei mir! »Aber ja, She-Ra, das ist ...«

»Genau die«, fiel er mir ins Wort. »Krass, ne?«

»Oberkrass.«

Das dachte ich wirklich: Oberkrass! Ich werde für eine Hauptrolle in der Neuverfilmung von *Masters of the Universe* besetzt! Der ultimativen Action-Figuren-Serie meiner Kindheit. Vor meinem geistigen Auge tauchten sie alle auf: der übermenschlich muskelbepackte He-Man, das blauböse Totenkopf-

gesicht Skeletor und natürlich She-Ra, die grazile Prinzessin der Macht.

Bei der Macht von Grayskull, das ging ja schon gut los!

»Echt oberkrass! Und ich soll He-Man ...«

»Genau«, fiel er mir ins Wort. »Ihr Mann für die Double Pe...«

Ich unterbrach ihn in meiner grenzenlosen Aufregung rüde, denn ein Signalwort war gefallen: »Doppelrolle?! Absolut oberkrass!«

Spätestens hier gingen die Pferde mit mir durch. Ich sah mein schauspielerisches Talent bereits in der Doppelrolle aufblühen. Natürlich! He-Man war ja schließlich das Alter Ego des edlen Prinzen Adam, der sich mittels Zauberschwert und – spruch in den Barbarenanführer verwandeln konnte. Mit diesem Wissen wollte ich natürlich unbedingt bei dem Indianer glänzen, damit er auch ganz sicher sein konnte, dass ich der richtige Mann für diese Rolle war. *Ich war He-Man!* Das bislang nutzlos in meinem Gehirn verwahrte Wissen über *Masters of the Universe* blubberte nur so aus mir heraus. Und dabei hatte ich gedacht, es sei verlorene graue Masse, ähnlich wie mein jahrelanges Vokabeltraining in Klingonisch oder meine Kenntnisse über die religiösen Riten der Ewoks.

»Zauberschwert?«, fiel mir Jean ins Wort, als ich Luft holen musste. »Jetzt gib mal nicht so an!« Dann blätterte er in seinen Unterlagen und schüttelte den Kopf. »Und nö, von 'nem Prinz Albert steht hier nichts. Auch nichts von einem Magic Cross oder einem Dolphin ... Aber eigentlich sind Piercings nie ein Problem.«

Was für ein komischer Kauz, dachte ich. Und dennoch musste ich in sein diabolisches Gelächter einsteigen.

»Also«, er beugte sich über den Mahagoni-Tisch und sah mich eindringlich an. Eine intensive Geruchswelle von Daniel Hechters *Caractère* schwappte zu mir herüber: »Interesse?«

Mein Mund klappte auf, und ich rang wie ein Stockfisch nach Worten, bis ich schließlich ein brauchbares fand: »Klaro!«
»Turbo!«

»OBERKRASS!« Unglaublich, wie einfach das gewesen war.

Doch dann stutzte ich. He-Man war ein *muskelbepackter* Held ... Vorsichtig fragte ich den Indianer: »Das klingt ja alles wirklich toll, aber müsste ich für diese Rolle nicht etwas ... kräftiger gebaut sein? Muskulöser?« Zur Verdeutlichung spannte ich meinen zwar vorhandenen, aber nicht übermäßig ausgeprägten Bizeps an.

Sein Blick ruhte auf mir, während sein Zeigefinger seine obere Zahnreihe nach Erdnussflipresten absuchte. »Weiß nicht, schon möglich. Zieh dich doch mal aus.«

Das hätte mich vielleicht stutzig machen sollen. Aber zu diesem Zeitpunkt dachte ich wirklich, dass die Rolle das verlangte.

Gut, das tat sie ja in gewisser Weise auch.

Also zog ich blank und fragte mich nur still und leise, was ausgerechnet die Größe meines Penis mit meiner Rolle des He-Man zu tun haben sollte.

Aber hey, sagte ich mir damals: That's showbusiness!

Der winzige Igelwurm-Mann wandert durch den Mund
des zehn Zentimeter großen Weibchens
bis in dessen Unterleib. Dort kümmert er sich direkt
an Ort und Stelle um die Befruchtung der Eier –
in einer Art Männer-WG mit zwanzig Artgenossen.

Direkt am nächsten Tag rief Jean mich an und teilte mir äußerst gut gelaunt mit, dass er den ersten kleinen Dreh für mich an Land gezogen habe – eine gute Übung, bevor es zum *Masters-of-the-Universe*-Casting gehen sollte, dachte ich mir. Jeans gigantische Stimmung hielt auch an, als er mich nach einer ärztlichen Unbedenklichkeitserklärung und irgendeinem Wisch vom Gesundheitsamt fragte, und ich wiederum von ihm wissen wollte, was er denn *genau* damit meinte.

»HIV, Tripper, Hepatitis A, B, C ... Die Standards eben«, war die Antwort, die aus seinem Mund absolut logisch klang.

Trotzdem war ich jetzt so langsam doch etwas verwirrt. Und noch während ich die Frage aussprach, was das denn mit meiner Rolle als He-Man zu tun habe, fiel langsam der Apfel der Erkenntnis. Sein Fall dauerte vielleicht zwei Sekunden.

Einundzwanzig.

Zweiundzwanzig.

Dann zog die linke Gehirnhälfte, die bei den meisten Menschen für das logische Denken verantwortlich ist, der rechten eins mit dem Vorschlaghammer über. Eine Milliarde Nerven-